

## Leseprobe aus:



**224 Seiten | Hardcover**  
**20 € (D) | 20,60 € (A)**  
**MaroVerlag 2019**  
**Alle Rechte vorbehalten**

**1 € je verkauftem Buch**  
**spendet der Verlag an Sea-Watch e.V.**

[www.maroverlag.de](http://www.maroverlag.de)

## Über das Buch

Eine Kapitänin sticht mit einer Crew aus Hippies, Punks und Weltverbesserern in See, da tausende Menschen im Mittelmeer ertrinken, die Zuflucht in Europa suchen. Die Crew kann nicht akzeptieren, dass die EU-Staaten die Seenotrettung eingestellt haben und die Menschen wissentlich sterben lassen. Sie orientiert sich uneingeschränkt an der Einhaltung der universellen Menschenrechte. Als ihre Rettungseinsätze sabotiert und kriminalisiert werden, nimmt das abgekartete politische Spiel neue Dimensionen an.

Die Sicht der Kapitänin entlarvt, wie die europäische Politik ihre selbst propagierten Werte verrät. Sie kämpft rigoros gegen die Verbrechen des herrschenden Systems und hadert mit Fluch und Segen ihrer eigenen Freiheit. Nur der eigene Aufstand bietet Hoffnung, den eigenen Überzeugungen gerecht zu werden. Der Roman zeigt schonungslos, wie die Zweifel an einer Gesellschaft steigen, die millionenfaches Leid mental und politisch auf größtmöglicher Distanz zu halten versucht.

*Eine brachiale Feier von zivilem Ungehorsam, Alkohol, Freundschaften, Romanzen und eine brennende Liebeserklärung an den Kampf für eine gerechte Welt.*

## Leseprobe



Nach ganzen zwei Tagen kommt endlich der Anruf aus Rom. Diesmal ist es eine freundliche, bisweilen säuselnde Stimme mit starkem italienischem Akzent. Ich bin für jeden dankbar in dieser internationalen Seenotrufleitstelle, der wenigstens rudimentär Englisch beherrscht.

»Madam. You have to bring the migrants to Lampedusa.«

In mir zieht sich alles zusammen. *Ihr verschissenen Lügner*. Ich könnte kotzen.

»Sir. I have been promised a shuttle by the Italian Coast Guard for the migrants.«

*Migrants*. Ich rümpfe die Nase über mich selbst, dass ich seine kalte Lingo übernehme. Doch ich befürchte, dass er nicht mehr versteht, von wem ich rede, wenn ich die *migrants* aus seiner Statistik zu Menschen mache.

»But it's not possible, Madam.«

»Sir«, versuche ich eine Stimme zu finden, die nicht vor Hass und Aggression platzt, »I am not willing to leave the SAR-zone for all these days. There is no other asset in the area.«

»Madam, we know that.«

»Sir! I request a rendezvous with a *Charlie Papa*, as it was agreed upon.«

Er nimmt den Hörer vom Ohr und redet mit jemandem auf Italienisch. Ich verstehe kein Wort, aber ich kann sie mir vorstellen, in ihrer Kommandozentrale voller Bildschirme und Telefone. In meinem Kopf ist da immer schummriges Licht, der Geruch von Espresso und Zigaretten, ein Kopierer in der imaginären Ecke und das Knistern ihrer weißen Hemden. Dann wendet er sich wieder an mich: »Madam, I will call you back.«

Ich blähe die Wangen auf. Scheiße, das sieht nicht gut aus. Und mit Geretteten an Bord unterstehen wir leider in gewisser Weise ihrem menschenverachtenden Regiment. Wie sehr weiß niemand so genau. Das haben die Seerechtsschreiber schön schwammig gelassen. In diesem Europa ist es kein Argument, dass wir die Einzigen im Suchgebiet sind. Es geht nicht darum, Leben zu retten, es geht darum, nicht zu sehen, wenn Menschen sterben. Wut über die Skrupellosigkeit kocht – mal wieder – in mir hoch, Wut darüber, dass wir zuschauen müssen, wie Formalien die Vernunft

und die Menschenwürde schlagen. Ich kugele mich auf dem rauhen, abgewetzten Teppich in der Ecke neben dem Telefon zusammen und versuche zu schlafen, bevor der nächste Anruf kommt. Dabei denke ich an die, die unter demselben Mond mit vorgehaltener Waffe auf das nächste Boot gezwungen werden.

Alles, was wir in der Nacht bekommen, ist ein Versprechen, dass uns eine *Charlie Papa* auf halber Strecke nach Lampedusa treffen wird. Mit Widerwillen setze ich Kurs nach Norden. Firas und Saad sind froh, dass endlich etwas passiert. Ihr Aufenthalt an Bord muss sich mehr und mehr wie eine nicht enden wollende Brücke anfühlen, im limbus puerorum zwischen ihren Leben vor und nach der Flucht, die über Abgründe führt, die man selbst dann nicht begreift, wenn man mit eigenen Augen in sie herabgeblickt hat. Ob sie ahnen, dass auch an Land noch unzählige dieser mühsam knarrenden Schritte vor ihnen liegen? Die Crew ist der Sperenzchen müde. Jeremy putzt das Schiff mit einer Emsigkeit, die selbst jemand mit Waschzwang verspotten würde. Salma sitzt mit missmutiger Miene auf der Brücke und verteilt mit ihren eisig funkelnden Augen Dolchstöße an die Welt. Wir alle wissen, dass das Wetter heute Nacht perfekt für das Ablegen von Booten sein wird, dass die Wellen sie nicht direkt zurückspülen oder kentern lassen würden. Und wir wissen auch, dass wir sie nicht retten werden können, da wir hier zu diesem zwecklosen Tango gezwungen werden. Ekel steigt in mir hoch. Ich merke, wie sich Staatsmacht und Willkür auf uns nieder senken, all den Raum einnehmen, in dem es auch vorher schon keinen Platz für Freiheit und Gerechtigkeit gab.

Weil sonst nichts hilft, lassen wir in voller Lautstärke *Feine Sahne Fischfilet* übers Schiff schallen und Tom macht noch einen Schwung letzter Selfies mit Firas und Saad. Firas wünscht sich

ein Foto von sich am Steuerrad. Ich will das System stürzen, aber komme nicht weiter, als noch einen Kaffee aufzusetzen. Salma nimmt mich unbeholfen in den Arm: »Was für Pisser«, und die Welt ist gleich ein bisschen besser.

Hannes raucht Kette, mittlerweile ohne kotzen zu müssen, und lässt sich die *Medical Reports* unserer Gäste von mir stempeln.

»Danke«, sage ich und bin mir sicher, dass die Küstenwache sie ungelesen wegwerfen wird. Wir behalten eine Kopie und geben auch Firas und Saad eine, damit sie den Wisch bei sich behalten können.

»Wie geht's dir?«, fragt Hannes, halb Freund, halb Arzt.

»Ich bin sauer. Es kotzt mich an, wie die in Rom mit uns sprechen und dass wir den Scheiß auch noch mitmachen müssen.«

»Ich glaube, die in Rom finden das manchmal auch kacke, was sie machen müssen«, sagt er, als versuche er, mich mit dem Schicksal aller zu versöhnen.

Ich weiß ja, dass sie unter Druck stehen, dass es nicht die Entscheidungen der Offiziere sind, sondern politische, von oben aufgezwungene. Hannes sucht dennoch weiter nach Menschlichem: »Ich denke, für die ist das auch hart, von diesen Notrufen zu wissen und zu sehen, wie viele davon nicht gefunden werden. Oder die italienische Küstenwache. Die ziehen auch schon seit Jahren Leichen aus dem Wasser. Die sehen denselben Dreck wie wir, müssen machen, was sie gesagt kriegen und werden mit ihrem Psychomüll allein gelassen.«

*Ja, ja.* Klar sind das am Ende des Tages auch nur Menschen, die vermutlich darunter leiden, stimmt ein kleiner Teil von mir zu. Der andere Teil hat Zugang zu meinen Stimmbändern: »Aber dann kann man – muss man! – irgendwann auch mal aufhören, nur ein Stück des Systems zu sein und 'nen Befehl verweigern,

statt stumpf zu gehorchen. Diese Freiheit haben sie und darin liegt die Verantwortung! Ansonsten machst du dich zum Arschloch.«

Hannes nickt, ist mir aber immer noch zu verständnisvoll. Wenigstens fliegt ihm die Asche in das Auge, das er sich jetzt mit der Faust reibt. »Ja, aber wenn du Familie hast und 'n Haus abbezahlen musst ... Wenn man da so drinsteckt.«

»Och man, Hannes! So kommen wir da doch nie raus! Joa, alle stecken drin im Käfig. Im Käfig der Küstenwache, der Gesellschaft, im Käfig der Verfolgung, der Flucht. Egal wo du hinguckst, alle stecken wir im Käfig«, ereifere ich mich tollwütig und ziehe an meiner Zigarette. »Und was machen wir? Wir gucken, wie wir es uns in diesem Käfig bequem machen können oder höchstens, wie wir die Stäbe verbiegen können. Aber warum existiert dieser scheiß Käfig überhaupt? Das System, das diesen Käfig produziert, muss niedergerissen werden. Und das geht nicht durch mitmachen.«

Hannes raucht seinen Filter heiß und fragt mich belustigt: »Und wie geht es dann?«

»Mit Kaffee und Anarchie. Und Kippen«, sage ich und blase ihm den Rauch ins Gesicht.

»Und Bier?«

»Ja, Bier geht auch. Nur nicht so viel.«

»Ok, dann bin ich dabei.«

Hannes ist ohnehin dabei. Deswegen darf er sich auch mal einen kurzen Moment dem relativierenden Verständnis hingeben. Lange dauert so etwas nicht. Es ist deprimierend, wie wenig es da zu verstehen gibt. Wie zur Untermauerung meiner These klingelt das Telefon. Rom ist dran. *q. e. d.* Es ist wieder der flötende Offizier, den man immerhin versteht.

»Sir ... eh ... Madam«, beginnt er, und ich rechne damit, dass er mir eröffnet, dass das Rendezvous ausfällt. Er schafft es, mich zu überraschen und erzählt stattdessen von einem Holzboot mit

60 Menschen an Bord, das von Tunesien Richtung Lampedusa losgefahren sei. Wir sollen suchen.

»I will send you the instructions, Madam. Please check your e-mail.«

Leicht verwirrt lege ich auf. Was für Anweisungen meint er denn? Sonst kriegen wir immer nur die letzte bekannte Position mitgeteilt und machen dann unser Ding. Und normalerweise muss man fünf Mal nachfragen, bis man ausnahmsweise etwas Schriftliches aus Rom bekommt. Ich kratze mich hinter dem Ohr, und meine Augen bleiben am INMARSAT kleben, bevor mein Kopf weiß warum. Da blinkt und piepst nichts. »What the fuck ...«, presse ich zwischen dünnen Lippen hervor und drücke alle möglichen und unmöglichen Knöpfe. Aber der Kasten bleibt still.

»Die haben keinen offiziellen Notruf abgesetzt«, sage ich mehr zu mir selbst als zu Hannes, dem auch nichts anderes übrig bleibt, als richtungslos zu schnauben.



Der Kurs ist angepasst und in meinem Hirn eine Schranke. Die Mannschaft ist gut aufgelegt, weil Italien sich selbst ausgetrickst zu haben scheint, und wir jetzt doch machen können, wofür wir eigentlich rausgefahren sind. Sogar Saad und Firas sind mit Begeisterung dabei und schnappen sich Ferngläser. Etwas in mir verbietet es, sich zu freuen, ich weiß aber noch nicht genau was. Dieser Wust aus politischer Katastrophe, irren Behörden, ertrinkenden Menschen und mittendrin einem Schiff voller Anarchohippies verwischt jeden klaren Gedanken.

Die E-Mail ist im Postfach, und ich muss mich wirklich fragen, ob ich verrückt geworden bin oder Rom es ist. Sie haben uns ein Suchmuster geschickt – das ist Premiere. Allerdings ist es das

stümperhafteste, was ich je in meiner SAR-Arbeit gesehen habe. Nun gut. Was bringt mir meine Fachkompetenz, wenn andere am längeren Hebel sitzen. Ich drucke mir den Anhang aus, hänge mich damit über den Kartentisch, bis meine Ellbogen schmerzen, und rechne den Murks noch drei Mal durch. Unseligerweise immer mit dem gleichen Ergebnis: Die vorgegebene Suchstrecke macht keinen Sinn. Das Beste an ihr ist, dass die Koordinaten wirklich zwischen Tunesien und Lampedusa liegen. Doch die Abstände sind viel zu eng gesetzt, als könnten wir das Boot nur finden, wenn wir mit verbundenen Augen darüberfahren. Weder Strömung und Wind noch der Eigenantrieb des Bootes wurden einbezogen. Es würde drei Tage dauern, dieses Raster abzufahren. Sind die bescheuert oder ist das Vorsatz? Ich bin nicht sicher, ob ich lachen oder weinen soll, und schlage sicherheitshalber im offiziellen SAR-Handbuch nach. Jap, total falsches Suchraster. Es sei denn, man ist ein Helikopter. Ich lasse Otta und Eric nochmal über mein Resultat schauen. Es ist so absurd, dass ich innerlich flehe, ich möge doch bitte einen Fehler gemacht haben. Negativ. Ich rufe Rom an, und es wird noch schlimmer.

»Madam, you have to follow the orders.«

»Sir. The orders don't make any sense.«

Er will nicht mit sich diskutieren lassen, und ich werde pissig: »Sir! What is the official SAR-case number for this boat?«

»Madam, you will receive this later.«

»Why is there no official distress call via INMARSAT?«

»You will receive information later, Madam. I can not give you more information at this point. Please continue the search.«

Wir wissen, dass wir auf irgendeine Art verarscht werden, mehr aber auch nicht. Da es nicht das Problem der 60 Leute sein kann, die vielleicht wirklich da draußen sind, dass Rom ihrem Fall keine blöde Nummer gibt, beginnen wir, die Koordinaten ab-

zufahren. Wir lassen das RHIB zu Wasser, um mehr Fläche abzudecken und um nicht drei Tage zu brauchen. Keine 20 Minuten später ruft Rom an und pfeift das RHIB zurück. Sie befehlen uns, das komplette schwachsinnige Raster mit dem Schiff abzufahren. Zornesfalten fräsen sich in meine Stirn. Ich funke jedes Schiff im Umkreis an – keiner hat das Boot gesehen, keiner einen Notruf gehört. Ich klopfe mir mit der Funke gegen die Schläfe, im unglücklichen Versuch den Quatsch zu verstehen. *Fail*. Wir bleiben mit dem Schiff auf dem dämlichen Kurs, aber behalten das RHIB bis zum Sonnenuntergang trotz allem im Wasser. Es heizt in die Ferne, in der Hoffnung, das Boot zu finden und diesem Theater ein Ende zu bereiten. Dann erfahren wir, dass einem zivilen Suchflugzeug der Start verboten wird. *Warum? Darum*. Gefühlt alle drei Minuten kommt ein Besatzungsmitglied auf die Brücke, um zu fragen, ob es etwas Neues gibt. »Nein. Alles unverändert scheiße.«

Als Jeremy das RHIB wieder an Bord krant, lacht keiner mehr. Wenigstens bewirft Hannes Francis mit Papierkügelchen aus Kotztüten. Im Gegenzug spritzt sie ihn mit dem Gartenschlauch ab, anstatt das RHIB damit vom gefräßigen Salzwasser zu befreien. Als alles wieder ordentlich verklappt ist, treffen wir uns auf der Brücke. Es gibt ein neuerliches Update darüber, dass es nichts Neues gibt. Und dass es stinkt: »Entweder es ist Amtsmissbrauch und die schicken uns hier rum, um uns zu schikanieren. Oder es ist unterlassene Hilfeleistung, und das Boot soll nicht gefunden werden.«

»Beides ganz schön pervers«, findet Jeremy. Er nennt mich noch nicht mal mehr Boss.

Miguel will ein Interview führen. Vielleicht wird ja wenigstens eine Nachrichtenmeldung daraus. Ich sehe ihm an, dass er selbst nicht wirklich daran glaubt, dass irgendeine Zeitung an einer solchen Story Interesse haben könnte. Saad und Firas wollen nicht,

dass Fotos von ihnen gemacht werden. Ich kann es ihnen nicht verübeln. Ich komme um den Mist nicht herum. Wir tun alles, was vielleicht helfen kann. Alles für den Dackel. Miguel setzt sich die Kamera ans Auge, und ich drücke auf ein paar Knöpfen rum, weil sich die Redaktionen immer so prächtig über diese Bilder freuen. Dann setze ich einen ernsten Blick auf und volle Konzentration darauf, nicht zu fluchen. Nicht gerade meine am saubersten vorgeurnte Übung.

Im Studentakt kontaktieren wir Rom. Wie lautet die Fallnummer? Warum ging der Notruf nicht an sämtliche Schiffe raus? Schickt mir endlich die *Charlie Papa* für unsere Gäste. Nichts regt sich, nur ich mich auf. Jonas bringt Pfannkuchen auf die Brücke. Meinem hat er mit Schokosoße ein grimmiges Gesicht gemalt. *Best crew ever*.

Die Decks vibrieren und die alte Maschine dröhnt vor sich hin, während die Fäden der einsamen Verantwortung bei uns zusammenlaufen und sich zu einem unlösbaren Knäuel aus Kampfeswillen verstricken. Manchmal spürt man, wie die Fäden sich spannen und erzittern, bei dem Versuch sich aus dem Geflecht zu befreien – wenn man mal schwach und naiv sein will und keine Lust mehr hat. Doch wenn man einmal die Verfassung dieser verkorksten Welt gesehen und verstanden hat, dann bleibt einem nur noch die Tat. Unser Lechzen nach Freiheit bringt uns in Zugzwang.

Unsere Mission ist das entzündete Aufbegehren aus dem verrotteten Leichnam einer Gesellschaft heraus, die einst von Gerechtigkeit sprach. Unser Einsatz ist ein letztes humanes Zucken dieses Zombies, der sich und seine Werte verriet. So sind die gärenden Fette seiner Verwesung Öl in unserem Feuer. Der Zerfall des Menschlichen treibt uns an, ob wir wollen oder nicht.

Anspruch und Wirklichkeit der westlichen Welt klaffen so weit auseinander, dass wir uns nicht mehr für das Gute, sondern

nur noch gegen das Schlechte erheben können, hier auf unserem schwimmenden Außenposten der Vernunft. Und wie wir diese Schlacht der Missbilligung führen, wissen wir, dass es noch so viel mehr gibt, was wir wollen, was wir müssen. Wir halten uns nicht an der Frage auf, wann und wie unsere Utopie Wirklichkeit sein wird. *Onward and upward*. So schlagen unsere Herzen unermüdlich voller Liebe und unsere Fäuste den Faschismus.

Es wird wieder Tag und wieder Nacht. Die betäubend langen Stunden füllen sich mit unserem Zusammenhalt und unserer Freundschaft. Es ist perfide, wie unbeeindruckt sich das Universum von unserer, von ihrer prekären Situation zeigt. Das Boot ist nirgends in Sicht, die Telefonate mit Rom erinnern an einen Loriot-Sketch, in dem alle aneinander vorbeireden.

Wie wir uns in uferloser Langsamkeit gen Norden schlängeln, mehren sich die Lichter der Fischerboote am Horizont. Ihnen würde kein Leben entgehen, weder das der letzten Fischeschwärme dieses sterbenden Meeres noch das der 60 Menschen, die versuchen, kein Teil davon zu werden. Otta macht den obligatorischen stündlichen Logbucheintrag und grübelt wie immer über der Wellenrichtung. Der Schein der roten Lampe über dem Kartentisch reicht nicht weit und wirft weiche Schatten auf ihr Gesicht. Kurz sehe ich in ihr das embryonale Sinnbild einer Bewegung, die auf den Blasensprung wartet, auf eine schmerzhaft Geburt, die Neues bringen soll. In diesem Augenblick piepst der Satellitenkompass, weil er mal wieder das Signal verloren hat. Ich schalte auf den Kreiselkompass um, und Otta wird von der Vision wieder zum Menschen.

Die Unsinnigkeit dieser Veranstaltung ist zermürbend. Wenn ich darüber nachdenke, wie viel Zeit und Energie wir auf die Rettung von Leben verwenden müssen, vergeht mir der Glaube an die

Rettung der Welt. Wann werden wir endlich Zeit dafür finden? Mit angezogenen Knien sitze ich auf meinem viel zu großen Kapitänsessel, der sich auf merkwürdige Weise so einfach füllen lässt, und überlasse mich dem Trott dieses Unfugs.

Um 20 Uhr kommt der nächste Anruf. In diesem Akt des Schmierentheaters deutet sich schon das Grand Finale im Orchestergraben an. Die Anordnung lautet: Richtung Lampedusa fahren, ein Küstenwächter werde uns entgegenkommen und Firas und Saad an Land bringen. Wieder kann oder will er mir nicht sagen, was mit dem tunesischen Boot passiert ist.

»I have no information to share with you, Madam.«

Es verbleiben drei Stunden bis zum Rendezvous. Ein Hauch von Erleichterung weht durch die Gänge und Kabinen. Bald können wir wieder in der Suchzone sein. Bleibt nur die Frage nach dem Boot, die uns quälend im Nacken sitzt. Ich wurschtel am Radar rum, um zu sehen, ob ich die *Charlie Papa* en route zu uns entdecken kann. Doch außer einer Reihe bewegter Echos von falscher Größe und einem riesigen statischen Flatschen, der wohl eine Fischfarm oder ein Tanker auf Reede ist, tut sich nichts auf dem Röhrenbildschirm. Ich lache, als Rom erneut anruft, um mir zu sagen, dass die Küstenwache erst einem Fischerboot im Norden der Insel helfen muss, bevor sie shutteln können. Bullshit. Da sitzen sechs *Charlie Papas* im Hafen. Die Mannschaft hat wahrscheinlich einfach keinen Bock, so spät noch rauszufahren. Versteh ich, nur ist es halt ihr verdammter Job. Aber wir sollen weiterfahren, uns weiter zum Hampelmann machen und Spendengelder durch die Einspritzdüsen jagen. Ich fühle mich nicht gut dabei, und wir gehen auf Minimaldrehzahl, was umgehend mit einem Anruf quittiert wird. Sie beobachten uns mit Argusaugen, unser AIS, das über UKW automatisch unsere Schiffsdaten übermittelt. Wieder

sehe ich ihr verrauchtes Büro vor mir. Ich verstehe fatalerweise viel zu gut, warum sie uns als Feind betrachten. So weit sind wir in dieser Totgeburt eines Staatengebildes.

Eine Stunde später hat die *Charlie Papa* angeblich ein Maschinenproblem, und ich kann mir nicht verkneifen, den Offizier in der Notrufzentrale zu fragen, ob er mich verarschen will. Eine Antwort bleibt er mir schuldig.

Um Mitternacht ist immer noch nichts passiert, wir kriechen voran und warten. Irgendetwas stimmt hier nicht. Ich lege vorsichtig die Hand an meine Kehle. Ganz achtsam, und fürchte dabei fast, ich könnte dort den Strick ertasten, der uns umgelegt wurde.

Plötzlich beißen sich aus allen Richtungen Flutscheinwerfer durch die Dunkelheit. Die Blaulichter flackern gereizt und taktlos durch die Nacht. Gleich vier *Charlie Papas* tauchen wie aus dem Nichts neben uns auf, darunter auch die große CP941, die uns Firas und Saad übergeben hat. Das war keine Fischfarm, kein Schiff vor Anker, das war eine Falle. Ein italienischer Kommandeur ranzt über Kanal 16, während die voll bewaffneten Küstenwächter auf den Decks in weihnachtlicher Beleuchtung aufblitzen und wieder verschwinden. Eine Laterna magica des moralischen Verfalls.

»THIS IS ITALIAN COAST GUARD SPEAKING!«

Ich bin fassungslos. Fassungslos über das, was hier passiert und fassungslos darüber, meinem Bauchgefühl nicht mehr Gehör geschenkt zu haben. Und noch immer verstehe ich nicht alles. Meine Finger trommeln auf die Lehne, und ich kaue auf meiner Zunge. Die ganze Truppe kommt auf die Brücke gehetzt und will wissen, was los ist. Firas und Saad stellen sich mitsamt ihren Fragen hinter Jeremy und machen sich so klein, wie sie nur können.

»Ich glaube, wir sind am Arsch«, fasse ich zusammen und bin verwundert über den Stolz und Spott, die noch in meiner Stimme mitschwingen.

»Ist das normal?«, will Saad wissen, den Blick aus dem Fenster gerichtet. Alle schütteln schweigend den Kopf, auch Firas.

»Was machen wir jetzt, Boss?«

Ich schlucke, weil Jeremy sonst immer derjenige ist, der weiß, was zu machen ist, und mich nur meine idiotische Position an das Ende der Kette stellt. Ein Ende, mit dem ich mich doch auch nicht auskenne.

»Let's dance«, mehr der Ansprache fällt mir nicht ein. Ich ziehe die Schultern zurück, mache mich ein Stück größer und funke zurück: »Italian Coast Guard, this is the Captain speaking.«

»THIS IS ITALIAN COAST GUARD. YOUR ORDER IS TO GO INTO LAMPEDUSA HARBOUR.«

Ich verdrehe die Augen, und meine Nasenflügel weiten sich.

»Negative, Sir. We have orders from Rome to transfer the migrants at sea.«

Vielleicht gerade, weil ich weiß, dass wir dieses Gefecht verloren haben, bin ich energisch. Greg schaut mich mit großen Augen an. Er würde sich nicht trauen, gegenüber Leuten in Uniform solch einen Ton anzuschlagen und muss sich scheinbar noch überlegen, ob er das unverschämt, wahnwitzig oder gut findet. Die Gesellschaft brennt das Duckmäusertum zu tief in unser Mark, als dass jeder die juckenden Narbenwulste ignorieren könnte.

»CAPTAIN!«, schallt es aggressiv zurück. »THIS IS ITALIAN COAST GUARD! THIS IS AN ORDER! YOU GO TO LAMPEDUSA HARBOUR!«

Ich denke kurz nach und suche bei der Crew nach Zuspruch. Lyn begegnet meinem Blick und formt mit seinen Lippen ein lautloses *I love you*. Mit einem Nicken und einem schelmischen Zwinkern gibt Jeremy mir alle weitere Rückendeckung. Lächelnd funke ich zurück: »Copy that, Sir. We send our RHIB with the migrants into port.«

Ich bin nervös. Außer dem üblichen Piepsen der Geräte herrscht Totenstille auf der Brücke. Ich mutmaße, dass Greg jede Sekunde in Ohnmacht fallen könnte. Eric ruft in Rom an, doch das Einzige, was er zu hören bekommt, ist, dass die Küstenwache das Kommando übernommen hat. Der Offizier habe sich ein Fitzelchen schuld bewusst angehört, glaubt Eric. Ich denke, wohl eher ertappt, und habe nur noch Verachtung in mir übrig. Die *Charlie Papas* kommen noch näher an uns heran, keine 20 Meter Wasser sind mehr zwischen ihnen und uns. Es zetert aus dem Funkgerät: »THIS IS AN ORDER! YOU COME WITH THE SHIP INTO HARBOUR! NOW!«

Uns bleibt keine Wahl. Ein widerliches Gefühl.

»Was machen wir jetzt?«, traut sich Francis zu fragen, und ich bin von mir selbst enttäuscht, als ich ihr antworte: »Wenn wir nicht geboardet werden wollen, müssen wir einlaufen.«

»Fuck.«

»Jap.«

»Mitgesailt, mitgejailt«, fügt Hannes hinzu und Jonas kichert wie ein Schuljunge.

Ich steuere auf die Hafeneinfahrt zu. Jeremy und Otta machen das Deck zum Anlegen parat. Alva schließt die Kabinentüren und Tom klebt Namensschilder darauf, damit sie nicht durchsucht werden können. Mit matter Zerschlagenheit versuchen wir uns auf das gefasst zu machen, was wir nicht absehen können. Unsere Panzer der Überzeugung sitzen gut, sie werden für immer unantastbar bleiben. Die *Charlie Papas* folgen dicht auf uns, mit ihren uniformierten Kasperlepuppen an Deck, die immer noch ihre Maschinengewehre vor der Brust halten. Glauben sie etwa, wir würden mit unseren acht Knoten Maximalgeschwindigkeit versuchen abzuhauen? Für immer in internationalen Gewässern abtauchen? Otta

stellt sich neben mich, so dass sich unsere Arme leicht berühren, und fragt, ob sie die ACAB Flaggen einholen soll.

»Auf keinen Fall«, schießt es aus mir heraus, ohne dass ich darüber nachgedacht hätte. Ein, zwei Gran rebellische Würde werden wir uns bewahren. *Fuck it*. Salma schnalzt zufrieden mit der Zunge.

Der Anblick, der sich uns beim Umfahren des Kais bietet, gleicht einem Filmset. Scheinwerfer sind aufgestellt, auf dem Dock wimmelt es von Küstenwächtern und Polizisten, auch ein Trupp Riot-Cops hat sich dazugesellt sowie eine Kolonne Gestalten, die aussehen, als seien sie das CSI-Team von Lampedusa. *Schöne Komparsen seid ihr*. Am beunruhigendsten ist jedoch die Menge an Journalisten hinter dem kleinen Absperrgitter. Was wissen die, was wir nicht wissen?

Um halb eins sind die Leinen festgemacht, die Crew weiß Bescheid: Es gibt nur eine korrekte Antwort auf jegliche Frage der Behörden – *ask the fucking Captain*. Das ist dann der weniger glorreiche Teil meiner Rolle, denke ich zerknirscht und hoffe, dass dieser fucking Captain wissen wird, was zu tun ist. Francis und Lyn schieben die Gangway aufs Dock und bleiben wie abgemacht an Deck, damit niemand ungefragt an Bord kommt.

Der Capo der Küstenwache kommt in seiner weißen Uniform zum Steg gestieft, und ich treffe ihn mit ausgelatschten Turnschuhen, Shorts und verwaschenem Shirt an der Pier. Er rückt sich seine Mütze zurecht und verlangt dann kühl und überheblich nach dem Kapitän.

»I am the Captain«, enttäusche ich ihn und verkneife mir das Sir. Sein Bemühen, sich sein Unglauben nicht anmerken zu lassen, wird nicht von Erfolg gekrönt, und er sieht mich verwirrt an. Als Antwort bekommt er mein zähnefletschendes Grinsen. Ich bitte ihn und zwei seiner Umpalumpas an Bord, damit wir ohne Blitzlichtgewitter weitersprechen können. Und weil er in seinem Hafen



machen darf, was er will. Auf der Brücke angekommen, gibt sich der Capo irritierend jovial. Er besteht auf seiner Behauptung, dass der Trubel völlig normal sei. Wenigstens nimmt er seine bekloppte Kappe ab. Wir bestehen darauf, dass sich zuerst jemand um unsere Gäste kümmert. Der Amtsarzt, einer der Umpalumpas, rollt tragisch mit den Augen, als Hannes sie zu diesem Zweck ins Hospital bugsiert. Als wäre Diskretion der unliebsame Makel seines Berufs. Es dauert keine zehn Minuten, und die vier kommen zurück auf das Deck. Firas und Saad schauen mit Furcht und Erwartung auf das hell erleuchtete Spektakel an Land. Wenigstens ist das Rote Kreuz da und eine kleine lokale NGO, die zusieht, dass ein paar Rechte von Asylbewerbern gewahrt werden. Unangenehm berührt treten die Küstenwächter von einem Bein auf das andere, als sich Firas und Saad mit sperrigen Umarmungen und Dankesworten von uns verabschieden, bevor sie mit ihren akkurat gepackten Koffern die Gangway betreten. Firas dreht sich noch einmal um, schlägt seinen Kragen hoch und nickt uns zu. Ich hoffe, sie sind bereit für das, was vor ihnen liegt. Hoffentlich sind wir das auch.

»What is next?«, wende ich mich forsch an den Capo. Er will die Pässe der Besatzung kontrollieren.

»After that we can leave?«

»Yes, yes.«

Zurück auf der überfüllten Brücke geht er die Pässe durch, vergleicht sie mit der Crewliste und den Gesichtern dieser formidablen Menschen. Ich bin in Gedanken noch bei Saad und Firas. Als der Capo feststellt, dass nicht nur der Kapitän, sondern auch der Erste Maschinist penislos ist, wirkt er, als stünde er kurz vor einem Herzinfarkt. Salma genießt, wie unangenehm es ihm ist. Ihr Antlitz ist eine herrliche Maske der Erhabenheit, aus reinem flüssigem Stickstoff gegossen. Ich liebe diese Frau.

Natürlich dürfen wir nicht auslaufen. *Ach was.*

»We need to do interviews with the crew, Capitana«, erklärt er uns mit vor Bedauern triefender Stimme, als sei das alles nicht auf seinem Mist gewachsen und als hätte er es nicht schon vorher gewusst.

»Interview or interrogation?«, verlange ich nach Klarheit.

»Interview.« Er lächelt mich unentwegt an. Mich beschleicht die Sorge, er könnte mit mir flirten.

»So, it's voluntary ...«

»No!«, herrscht er mich an. Kein Mann, der gerne in Frage gestellt wird, belustigt sich mein Inneres. »If you don't do it, you can not leave.« Okay, doch kein Flirten.

Die Interviews werden nicht mehr heute stattfinden, es ist nach drei. Um sieben Uhr am selben Morgen sollen Miguel, Eric und ich abgeholt werden. Ich überlege kurz, ob ich nicht besser einfach nach Hause fahren soll. Die können mich mal mit ihrem Staatsscheiß – deswegen früh aufzustehen, passt mir auch nicht. Dann fällt mir ein, dass ich gar kein Mensch bin, der ein Zuhause hat.

Der Capo und sein Fußvolk verlassen das Schiff. Ich mache einen letzten Rundgang auf Deck, zur Leinenkontrolle und zum Atmen. Die Maschinen sind aus, das Schiff liegt am Dock, reglos wie ein müder Hund. Gegenüber von uns klappern die Seile und Karabiner der Segeljachten im Wind hektisch gegen die Masten. *Klabim klabim klabim*, als wollten sie eine Rede halten. Nur eine Handvoll Küstenwächter steht noch Wache an der Pier und das zerrissene Absperrband flattert in der Brise, hinter dem zuvor die Reporter geierten. Aus allen Ecken flüstert es mit schwelendem Atem: *Das System ist kaputt. Es muss weg.* Jeremy stützt sich mit seinem Ellbogen auf meine Schulter, gemeinsam lassen wir die unwirkliche Szenerie auf uns wirken.

## **Pia Klemp**

Aktivistin, geboren 1983, studierte Biologie und arbeitete mehrere Jahre als Tauchlehrerin in Indonesien. Neben verschiedenen anderen Projekten ist die Kapitänin seit 2012 für Tier- und Menschenrechte an Bord der Meeresschutzorganisation Sea Shepherd und bei zivilen Rettungsmissionen im Mittelmeer unterwegs. 2017 wurde eines ihrer Schiffe – die *Iuventa* – beschlagnahmt. Die italienische Staatsanwaltschaft ermittelt derzeit gegen Pia Klemp und weitere Crewmitglieder wegen »Beihilfe zur illegalen Einwanderung«. Da sie aufgrund von drohender U-Haft derzeit keine Einsätze fahren kann, trägt sie den Kampf um Liebe und Revolution alternativ auf das literarische Parkett. 2019 wurde sie mit dem Clara-Zetkin-Frauenpreis ausgezeichnet.

Originalausgabe  September 2019

© 2019 by Pia Klemp und MaroVerlag, Augsburg

ISBN 978-3-87512-491-0

Gesetzt aus der Dolly und der Pirelli

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Werkdruckpapier

Umschlag: Julia Dambuk, [juliadambuk.de](http://juliadambuk.de)

Lektorat & Satz: Sarah Käsmayr

*Der Verlag dankt Lena Schindler und Michael Kirner*

Druck: Memminger MedienCentrum

Veredelung Umschlag: Optimo Siebdruck, Schondorf

Bindung: Thomas Buchbinderei, Augsburg

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

